

Zeitschrift:	Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber:	Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band:	44 (1968-1969)
Heft:	4
Artikel:	Israels Landesverteidigung : 18 Monate nach Ende des Sechstagekrieges
Autor:	Weisl, Wolfgang von
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-703356

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Israels Landesverteidigung – 18 Monate nach Ende des Sechstagekrieges

Von Dr. Wolfgang von Weisl, Gedera (Israel)

Einleitung

Die Invasion der Tschechoslowakei durch eine Grossmacht hat neuerlich die Frage aufgeworfen, die nicht nur für Kleinstaaten, die an ihrer Neutralität festhalten wollen — wie Schweden, Österreich und die Schweiz —, sondern auch für die Grossmächte von gestern und Mittelmächte von heute brennend geworden ist: Besteht für kleinere (und an Geldmitteln ärmeren) Nationen überhaupt noch die Möglichkeit, sich gegen einen mächtigeren Gegner zur Wehr zu setzen? Hat es daher überhaupt noch Sinn und Zweck, Anstrengungen zu machen, um eine Armee aufzubauen, Verteidigungspläne zu entwerfen, immer kostspieligere Waffen und Maschinen anzuschaffen — wenn sie im Ernstfall doch vor der Hoffnungslosigkeit eines Kampfes gegen die Übermacht kapitulieren müssen? Lohnt sich heute überhaupt noch Widerstand? Ist nicht die Alternative: kampflose Unterwerfung und einfaches «Überleben» vorzuziehen?

Es ist nicht beabsichtigt, auf diese Fragen allgemein gültig sein wollende Antworten zu geben. Aber heute kann nur ein Irrsinniger noch davon reden, dass die Vereinten Nationen, ihr Sicherheitsrat oder ihre Vollversammlung auch nur die leisesten Versuche machen würden, einem mächtigen Angreifer (oder einem Angreifer, der durch eine Supermacht protegiert wird) in den Arm zu fallen, um einen Schwachen zu retten. Die schöne Hoffnung, die viele noch vor anderthalb Jahrzehnten in die Vereinten Nationen als Schützer des Friedens setzten, ist dahin. Schlimmer als das: Bei der derzeitigen Zusammensetzung der 126 Mitgliedstaaten der UNO besteht die nicht geringe Gefahr, dass eine Stimmenmehrheit für einen — von dem kommunistischen Block und den afro-asiatischen Staaten unterstützten — Antrag einen willkommenen Vorwand für einen Angriff auf eine der Mehrheit unliebe Nation geben kann. Man denke nur an die Forderungen nach Gewaltanwendung gegen Rhodesien, gegen Südafrika, gegen Portugal, die von UNO-Kommissionen beschlossen werden, um zu verstehen, dass diese Befürchtung nicht grundlos ist. Aber *Widerstand* auch einer schwachen, doch entschlossenen Gemeinschaft ist keineswegs so hoffnungslos, wie es dem unbeteiligten Beobachter scheinen mag.

Es gibt dafür ein augenfälliges Beispiel: den nun schon 20 Jahre dauernden Kampf Israels um seine Existenz gegen eine erdrückende Übermacht. Deshalb mag es nicht uninteressant sein, die Entwicklung der israelischen Armee, vor allem im Lichte der Erfahrungen in drei Kriegen gegen übermächtige Gegner, zu beschreiben. Diese «Entwicklung» ist schon deshalb lehrreich, weil sie von 1948 bis 1968 dreimal ihren Aufbau und ihre Doktrin geändert, d. h. aus Fehlern gelernt hat. Es ist das um so merkwürdiger, als diese Änderungen jedesmal nach einem *siegreichen* Krieg erfolgten. Der gute Ausgang eines Waffenganges hat nicht zu Selbstgefälligkeit geführt. Es sei in diesem Zusammenhang erwähnt, dass nach dem — manche Militärkritiker sagen: in der Kriegsgeschichte beispiellosen — Sieg Israels über drei zum Angriff angetretene Gegner im Juni 1967 der Oberbefehlshaber, General Rabin, und eine ganze Reihe ausgezeichneter Generäle aus der Armee ausgeschieden sind.

Nur der Generalstabschef (Oberbefehlshaber) Rabin und der Kommandant einer Reservedivision an der ägyptischen Front (im Zivildienst Chef der Naturschutzwärter), General d R Joffe, waren knapp über 45 Jahre alt; alle anderen waren Anfang vierzig. Aber es ist ein ungeschriebenes Gesetz in Israel: Stabs- und Feldoffiziere bleiben nicht länger als vier bis sechs Jahre auf dem gleichen Posten. Zwischen Truppenkommando und Dienst in Stäben wird stets gewechselt. Kann aber für einen Kommandanten kein entsprechender neuer Posten gefunden werden (z. B. weil er schon alle in Betracht kommenden bekleidet hatte) und kann er nicht befördert werden (z. B. weil die nächsthöhere Charge nur die des Generalstabschefs wäre, aber der nächste Anwärter schon in Aussicht genommen ist) — dann geht eben auch der tüchtige und populäre Truppenführer in die Reserve. (Aber weder der Staat noch die Armee können auf den Dienst dieser pensionierten Offiziere verzichten. Im gegenwärtigen Kabinett ist z. B. der stellvertretende Ministerpräsident ein Reserve-

general, und außer ihm sitzen noch drei andere ehemalige Heerführer auf Ministerfauteuils. Es ist außerdem auch Sitte geworden, die Schlüsselstellungen in Staatsbetrieben verabschiedeten Generälen anzuvertrauen — nicht so sehr, um sie für das vorzeitige Ende ihrer Karriere zu entschädigen, als vielmehr, weil man ihnen zutraut, mit «militärischer Energie» dort durchzugreifen, wo Parteiinteressen, Bürokratie oder Gewerkschaftspolitik die Betriebe schädigten. So war bis jetzt ein früherer Generalstabschef Leiter der Toten-Meer-Werke, ein anderer Generalstabschef steht an der Spitze der Hafenverwaltung des Landes, ein Ex-General wird demnächst die Elektrizitätswerke des Staates übernehmen, die Departemente für Einwanderung und Jugenderziehung der «Jewish Agency» wurden soeben zwei Ex-Generäle anvertraut usw. Aber auch die Armee verzichtet nicht auf diese Offiziere im Kriegsfall. Es wurde schon der Naturschützer Joffe erwähnt, der bei Kriegsausbruch mit der Führung des Zentrums der Sinai-Armee betraut wurde und in brillanter Form den Durchbruch auf Suez durchgeführt hat. Ein anderes Beispiel ist vielleicht noch bezeichnender für die «unkonventionelle» Denkart israelischer Armeekommandanten. Vor mehr als zehn Jahren wurde ein hoher Panzeroffizier wegen eines administrativen Versehens strafweise aus der Armee entlassen. Als es aber im Mai 1967 klar wurde, dass der Krieg vor der Türe stand, wurde der alte Haudegen wieder in seine frühere Charge eingesetzt und mit dem Kommando einer Panzerbrigade betraut, die dann in hervorragender Weise zum Siege beitrug.)

Keiner — nicht der jüngste Unteroffizier und nicht der höchste General — kann auf den Lorbeeren von gestern ausruhen. Man kann das auch anders formulieren und sagen, dass zurückfällt, wer stehen bleibt; oder dass man sich hüten muss, morgen den Krieg von gestern wiederholen zu wollen, und dass es deshalb gut ist, sogar den Sieger von gestern in Pension zu schicken, damit ein anderer an seiner Stelle den Krieg von morgen vorbereiten kann. Es gibt aber noch eine andere Antwort auf die Frage nach dem «Grundprinzip» der israelischen Doktrin, die man Dayan zuschreibt: Unser Grundprinzip ist, dass wir keine Prinzipien haben, sondern stets das tun, was die Umstände erfordern.

Es hat allerdings Zeit gebraucht, ehe die Israeli sich zu dieser Freiheit im militärischen Denken und Handeln durchgerungen haben — und das Hauptverdienst daran haben General Dayan, Sieger im Sinaikrieg 1956 und auch weitgehend verantwortlich für den Sieg 1967, und der Reorganisator der israelischen Luftwaffe, General Weizmann, Neffe des gleichnamigen ersten Staatspräsidenten Israels. Die beiden haben die Armee aus den Bahnen konventionellen Denkens befreit, in dem sie durch die Erziehung in britischen Formationen während des Zweiten Weltkrieges befangen war. Viele nicht ausgenutzte Chancen und viele überflüssige Verluste wurden dieser Erziehung zugeschrieben.

Von der Haganah zu Zahal

1948: Der Beschluss der UNO-Generalversammlung (vom 29. November 1947) auf *Teilung* Westpalästinas in einen jüdischen Staat (mit rund 14 000 km²) und einen arabischen Staat (mit rund 13 000 km²) sowie ein «internationalisiertes» Jerusalem (mit rund 300 km² Umgebung, inklusive Bethlehem) war von den Juden akzeptiert, von den palästinensischen Arabern und den arabischen Staaten abgelehnt worden. Großbritannien, damals Mandatsmacht, sollte bis 15. Mai 1948 der UNO helfen, die Organisation der neuen Staaten «in Ordnung» durchzuführen und die Mandatsverwaltung zu liquidieren. England aber weigerte sich, dies «gegen den Willen einer der beiden Parteien», d. h. gegen den Willen der Araber, zu tun, und als am 1. Dezember 1947 die palästinensischen Araber einen Terrorkrieg gegen die Juden eröffneten, trafen die Briten eine Reihe von Massnahmen, durch die sie die ohnedies geringen Chancen der Juden auf Überleben weiter verringerten. Sie verhinderten weiter (mit ihrer Flotte) die Einwanderung von Juden aus den europäischen Konzentrationslagern, liessen aber gleichzeitig die Landesgrenzen offen für

militärische Formationen aus Syrien, dem Libanon und vor allem Jordanien. Sie konfiszierten Waffen in jüdischen Dörfern und bei den Passagieren von Autobussen und Privatwagen, liessen aber Araber unbehelligt und die «Arabische Legion» des Königs Abdullah in Jerusalem und anderen Städten weiter garnisonieren. In der UNO unterstützte England regelmässig den arabischen Standpunkt — beinahe so, wie es heute die Sowjetunion tut. In dieser Atmosphäre wurde die jüdische Armee geboren. Ihr Kern bestand aus drei untereinander verfeindeten Untergrundorganisationen, von denen die zahlenmässig stärkste, die «Haganah», auf dem Papier über 40 000 Mitglieder (Männer und Frauen) verfügte, die beiden anderen («Etzel» und «Lechi») zusammen über weniger als 10 000 Mann. Ein Teil der Untergrundsoldaten war im Weltkrieg in Tobruk und in Italien in «palästinensischen Bataillonen» und in einigen wenigen Artillerieeinheiten eingesetzt gewesen. Zu ihnen stiessen Freiwillige, die in Südafrika oder England ausgebildet worden waren, sowie einige hundert Offiziere und Soldaten, Veteranen deutscher, österreich-ungarischer, französischer, polnischer, russischer und anderer Armeen des Ersten und Zweiten Weltkrieges.

Die Bevölkerung des «Judenstaates» zählte im Mai 1948, als das Mandat zu Ende ging, rund 650 000 Seelen gegenüber 1 300 000 Arabern, denen die Armeen Ägyptens, Syriens, Jordaniens, des Libanons und des Iraks, verstärkt durch «symbolische» Detachements von Saudi-Arabien und Nordafrika sowie durch weit ernster zu nehmende Söldner aus den Reihen der einstigen Hitler-Armeen, zu Hilfe kamen.

Die Bewaffnung der Juden war geradezu lächerlich. Sie verfügten bei Ausbruch des Guerillakrieges über etwa 6000 Infanteriegewehre verschiedener Modelle, etwa 400 Maschinengewehre, gar keine Geschütze und einige «Piper»-Zweisitzer, die hauptsächlich zur Verbindung mit abgeschnittenen Gebietsteilen verwendet wurden. Während der 5 Monate des Guerillakrieges wurde die Kriegsausrüstung allerdings verbessert: Drei britische Unteroffiziere desertierten mit ihren Panzern zu den Juden, und Autobusse wurden durch Annageln von Eisenplatten in «Schützenpanzer» verwandelt. Aus 6-Zoll-Eisenrohren (für Kanalisation bestimmt) wurden im Hausbetrieb Granatwerfer erzeugt, die furchtbaren Krach machten und bei den Arabern den Eindruck erweckten, die Juden besäßen Atombomben. In kleinen Betrieben (z. B. einer Fabrik für Reissverschlüsse) wurden Maschinenpistolen, das Urmodell der heute weltweit verwendeten «Uzi», erzeugt, die für den Nahkampf in Betracht kamen. Ein englischer Soldat «verkaufte» für etliche hundert Pfund einen einsamen «25 Pounder», das erste Feldgeschütz Israels, das den Nachteil hatte, dass es nur über ein paar Dutzend Granaten verfügte. Dann wurden 24 20-mm-Flak-Geschütze schweizerischer Fabrikation ins Land geschmuggelt, die sofort so umgebaut wurden, dass sie auch als Panzerabwehrgeschütze verwendet werden konnten. Im April landeten im Hafen von Tel Aviv 24 in Kisten verpackte französische Gebirgskanonen, Modell 1912, Kaliber 65 mm, mit getrennter Richtung, Reichweite bis zu 6000 Metern. Etwas später gelang es, 20 finnische Granatwerfer einzuschmuggeln. Knapp vor Kriegsausbruch kamen noch die ersten paar Tausend tschechischer Infanteriegewehre an... Damit musste der Kampf gegen die regulären arabischen Truppen aufgenommen werden, die am Morgen des 15. Mai von Süden, Osten und Norden in Palästina aufmarschierten.

Die israelische Armee hatte damals weder Uniformen noch militärische Grade nach Gradabzeichen. Die «Einheitstracht» bestand aus Khaki-Hosen und ebensolchen Hemden, die jeder jüdische Arbeiter als Arbeitsgewand ohnedies besass und mit denen er «einrückte». Natürlich gab es Zugs-, Kompanie- und Bataillonskommandanten. Aber sie waren in ihrer Funktion nur denen bekannt, mit denen sie dienstlich zu tun hatten. Das gab zu vielen Missverständnissen Anlass. Dazu kam noch, dass ein geradezu babylonischer Sprachenwirrwarr herrschte. In der Flugwaffe z. B. wurde fast nur englisch gesprochen; in der Artillerie gab es Batterien, in denen Russisch, andere, in denen Polnisch bzw. Englisch, Tschechisch oder Französisch die Umgangssprache war. Die Mehrheit der im Land geborenen Jugend wieder sprach

nur hebräisch. So geschah es z. B., dass der brillante Stabschef der zum Entsatz des belagerten Jerusalems eingesetzten Truppen, der amerikanische Oberst Marcus, von einem Posten des Nachts angerufen, nicht hebräisch antworten konnte und erschossen wurde.

Erst im Laufe des Krieges wurden Chargen verliehen — die hebräischen Bezeichnungen wurden aus der Bibel rekonstruiert* — und Gradabzeichen für Offiziere und Unteroffiziere eingeführt, womit der Anfang militärischer Disziplin geschaffen wurde. (Nicht sehr förderlich für stramme Disziplin ist die Eigentümlichkeit des gesprochenen Hebräisch, weil es praktisch nur das «Du» kennt. Der jüngste Rekrut dutzt daher auch heute den höchsten General. Im Dienstgebrauch wird jeder Vorgesetzte — ob Korporal oder Oberst [aber nur der eigene Vorgesetzte, nicht einfach der Ranghöhere] — mit «mefaked», d. h. wörtlich Befehlsgeber, Kommandant, angesprochen. Aber unmittelbar danach kann es vorkommen, dass der Soldat den Chef mit seinem Vornamen anredet, ohne dass dieser etwas dabei zu beanstanden fände.) Strategisch und taktisch stand das israelische Offizierskorps auf recht armseliger Höhe. Im Untergrund gab es verständlicherweise keine Möglichkeit zu Truppenübungen oder Manövern auf Gegen seitigkeit, bei denen mehr als etwa zwei oder drei Züge im Gelände bewegt werden konnten. Auf den europäischen Kriegsschauplätzen hatten die jüdischen Offiziere höchstens das Kommando über Kompanien oder Batterien geführt, kaum einer hatte Bataillonserfahrung. Aber eines hatten sie von der britischen Armee gelernt: Je höher der Kommandant, desto weiter vom Schuss muss er sich aufhalten, um «disponieren» zu können. Da im Krieg von 1948 schon ein Bataillonskommando eine «hohe» Stellung hatte, lagerte der Kommandeur gerne etliche Kilometer hinter den Kompaniekommmandos. Wenn nun die Verbindung zu diesen abriss, konnte man sich die Folgen ausmalen.

Weiter: Nach britischem Muster «klebte» der Offizier an den schriftlich erhaltenen Befehlen. Wenn z. B. seine Einheit am Tage X die Ortschaft Y und am nächsten Tage die Ortschaft Z «erobern» sollte und er am ersten Tag den Ort Y menschenleer vorfand und kampflos besetzt hatte, fiel es niemand ein, auch nur eine Aufklärung en force vorzunehmen, um festzustellen, ob nicht vielleicht auch das nächste Dorf vom Feind geräumt sei. Man «improvisierte» nicht.

Taktisch war die Infanterie ungenügend ausgebildet gewesen. Beim Sturm auf befestigte Stellungen gelang entweder der Angriff oder — wenn er im Feuer des Feindes zusammenbrach — man ging in die Ausgangsstellung zurück; an ein «Engrapen» unter feindlichem Feuer dachte man in der Regel nicht. (Der Ausweg war gewöhnlich: den Sturm bei Nacht zu erneuern, weil die Erfahrung gelehrt hatte, dass der Araber Nachtgefechte fürchtet.) Fragt man, wie es möglich war, dass eine solche Armee trotzdem über weit besser ausgerüstete, zahlenmäßig überlegene, von Berufsoffizieren geführte arabische Armeen siegen konnte, so müssen mehrere Faktoren angeführt werden, die zum Nachdenken anregen.

Erstens: Es gab in dieser jungen, undisziplinierten, untüchtigen Menschenmasse eine nicht kleine Anzahl tapferer Offiziere und Unteroffiziere, die durch ihr persönliches Beispiel ihre Truppen mitriissen und zu unerhofften Erfolgen führten. Bei den Arabern waren nur ganz selten Offiziere zum persönlichen Einsatz bereit.

Zweitens: Die Heeresleitung, für die Ben Gurion verantwortlich

* z. B.: Im 1. Buch Mosis werden 12 Söhne Esaus mit dem Titel «Aluf» als Stammeshäuptlinge der Edomiter aufgezählt. Das Wort bedeutet vermutlich Befehlshaber über eine Tausendschaft (Alef heisst tausend). Daraus wurde nun «General». Ein «Sgan Aluf» (wörtlich «Unter-Aluf») entspricht dem Oberstleutnant, ein «Aluf-Mischneh» ist Oberst, ein «Tat-Aluf» ist Brigadier, «Aluf» selbst ist Generalmajor; die höchste Charge des Oberkommandanten ist «Rav-Aluf» («Ober-Aluf»), entsprechend Generalleutnant. — In den Geschichtsbüchern der Bibel wird erwähnt, dass die Fürsten der Philister den Titel «Seren» führten. Dieses Wort wurde jetzt adoptiert für «Hauptmann», und der «Ober-Hauptmann» («Raw-Seren») entspricht dem Major. «Segen», wörtlich Stellvertreter, ist Leutnant, usf.

war, hatte die (vom strategischen Standpunkt unvernünftige, aber vom politischen Standpunkt richtige) Weisung erteilt, keinen noch so kleinen oder noch so unwichtigen Siedlungspunkt zu räumen, sondern gegen jede Übermacht zu verteidigen. Die Juden, die damals noch zu wenig Erfahrung im Bewegungskrieg besasssen, hatten genug Erfahrung in der Verteidigung von Ortschaften. Es zeigte sich, dass ein paar Dutzend Gewehre und ein oder zwei Maschinengewehre meistens genügten, um ganze Bataillone und sogar Panzerabteilungen arabischer Truppen zurückzuschlagen. Drittens: Nach den ersten Monaten des 1948er-Krieges hatten die Juden schon aus den Fehlern der ersten Zeit gelernt. Neue Waffenlieferungen und Kriegsbeute von den Arabern hatten ihre technischen Möglichkeiten verbessert; es gab schon eine Panzerwaffe, es gab schon Kampfflieger, und Ende 1948 / Anfang 1949 gelangen den neugebackenen Generälen sogar grossangelegte strategische Umfassungsmanöver, deren letztes — Durchbruch zum Meer südlich von Gaza — sogar zur Gefangennahme der gesamten ägyptischen Armee hätte führen müssen, wäre nicht der Waffenstillstand vorzeitig unterzeichnet worden.

Viertens aber — und das sage ich ganz im Vertrauen — ist das alles keine genügende Erklärung für den Sieg, der übrigens teuer bezahlt wurde (6000 Tote, die Opfer der Zivilbevölkerung nicht mitgerechnet, also fast ein Prozent der Gesamtbevölkerung). Für den Schreiber dieser Zeilen und für viele gleich ihm, die diesen Feldzug mitgemacht haben, bleibt soviel unerklärliech, dass es ans Wunder grenzt. Darüber urteilt ein israelischer Witz: Wer in Israel nicht an Wunder glaubt und nicht ihr Eintreten in Rechnung stellt, ist kein Realpolitiker.

Reform und Organisation

Die zweite Etappe israelischer Armeeorganisation begann unter dem Regime von Dayan und endete etwa 1957. Sie zeichnete sich vor allem durch einen Bruch mit der britischen Erziehung aus. Das «neue System» forderte, dass der Kommandant — bis hinauf zum Brigadier — nicht hinter der Front «disponiere», sondern an der Spitze der Kampfformation sofort selbst die Entscheidung treffe. Es forderte weiter höchste Entschlussfähigkeit des örtlichen Kämpfers. Ob Stabsoffizier oder einfacher Soldat — jeder Mann musste über die allgemeinen Kampfziele informiert und imstande sein, auch ohne Befehl von oben auf eigene Faust das Richtige zu tun.

Eine Einschaltung sei an dieser Stelle erlaubt: Das ist freilich leichter gesagt als getan. «Jeder Mann — auch der einfache Soldat — muss das Richtige tun.» Nun stimmt es, dass dieses Prinzip erst in mühevollen Jahren ununterbrochenen Trainings durchgesetzt werden konnte, aber im Sechstagekrieg hat es sich tatsächlich bewährt. Beim Sturm auf die stark befestigten Höhen des syrischen Hochplateaus gab es gar nicht so wenige Fälle, wo alle Offiziere und Unteroffiziere einer Einheit gefallen oder verwundet ausgeschieden waren und wo zwei oder drei Infanteristen ohne weitere Befehle den Sturm fortsetzen und die Stellung (Bunker, Graben) nahmen. Freilich setzt das voraus, dass jeder Soldat (vor oder während des Kampfes) nicht nur informiert wird, wo und was das unmittelbare Kampfziel ist, sondern auch, welche Bedeutung es für die Gesamtlage hat. Offizier und Mann müssen verstehen, warum dieser Hügel, jene Strassenkreuzung das Opfer teuren Lebens wert ist, dass es sich dabei nicht um Eigensinn oder Leichtsinn eines Generals weiter hinten handelt. Darin besteht die Kameradschaft, die Kampfgemeinschaft, die von der israelischen Doktrin angestrebt wird.

Ein zweites Prinzip, das Dayan zur uneingeschränkten Geltung gebracht hat: Es gibt nur «Defensive nach vorne! Nicht die «beste», sondern für Israel die einzige Verteidigung ist der Angriff.

Nun darf das natürlich nicht ad absurdum geführt werden. Wiederum vorausgreifend: Im Sechstagekrieg blieben z. B. an der syrischen Front die Israeli viereinhalb Tage lang in «reiner Verteidigung», ehe die Erlaubnis zum Angriff gegeben wurde. (Das mag ein wenig komisch klingen, aber in israelischer Armee-

sprache wird niemals der *Befehl*, sondern stets nur die *Erlaubnis* zum Angriff gegeben.) Doch im wesentlichen war die «Doktrin der Offensive» als einzige Kampfart auf den Tatsachen der israelischen Grenzen gegründet. Das Ländchen, wie es seit 1948 bestand — mit 20 700 km² halb so gross wie die Schweiz —, war eigentlich überall «Grenze». An der schmalsten Stelle in seinem Zentrum — halbwegs zwischen Tel Aviv und Haifa — war es nur 15 km breit; an der schmalsten Stelle im Süden, an dem Roten Meer-Hafen Elath, trennten nur 9 km jüdischen Bodens Jordanien von Ägypten. Eine Verteidigung «in der Tiefe», ein Rückzug auf ein «Festungsmassiv» kam daher von vornherein nicht in Frage. Daraus zog Israel noch eine weitere Konsequenz: Man tat alles, um nicht nur der Armee, sondern auch der Zivilbevölkerung einzuhämmern, dass es unmöglich sei, die «Grenzen» zu verteidigen. Es gab daher keine Grenzbefestigungen, keine Sperrorts, keine Panzerfallen, keine Panzergräben im Grenzgebiet. «Wir wollen keine Maginot-Mentalität in Israel», erklärte z. B. der Generalstabschef Rabin unmittelbar vor dem Jukrieg 1967.

Die *Organisation* der Armee wurde der Notwendigkeit angepasst, buchstäblich über Nacht kriegsbereit sein zu müssen. Eine Nachahmung etwa des Schweizer Systems kam daher nicht in Frage. Man konnte auf eine verhältnismässig starke stehende Armee nicht verzichten. Diese setzt sich zusammen:

- a) aus einem ziemlich kleinen Kern von Berufsoffizieren und längerdienden Unteroffizieren, Militärbeamten und Technikern, aus *Zivilisten*, die vertraglich (als Chauffeure, Köche, Sekretäre usw.) für die Armee arbeiten;
- b) aus den Burschen und Mädchen von 18 bis 24, die einen «Pflichtdienst» absolvieren, der je nach der politischen Situation und Stärke der Geburtsjahrgänge kürzer oder länger ist (derzeit dauert der Pflichtdienst für Männer drei, für Mädchen zwei Jahre);
- c) aus den jeweils einberufenen Reservisten (Soldaten dienen in der Reserve bis zum 45., Unteroffiziere und Offiziere bis zum 49. Jahr); die Reservisten vom Korporal abwärts machen *jährlich* 4 Wochen Heeresdienst, vom Zugführer aufwärts 5 Wochen.

Das bedeutet freilich eine grosse Belastung für jeden Reservisten. Es wurde daher ein Ausgleichsfonds geschaffen, in den jeder Arbeitgeber jeden Monat 0,4 % des Lohnes für jeden Angestellten (auch Hausangestellte) einzahlte und aus dem der Staat dann 70 bis 80 % des Lohnes (oder bei freien Berufen des in der Einkommenssteuer angegebenen Einkommens des Vorjahres) vergütet. Wie man sieht, gehört schon etwas Idealismus dazu, Reserve-Offizier oder -Unteroffizier zu werden: längere Dienstzeit und längere Einberufungen (ausserdem zusätzlich neue Kurse, von deren Bestehen die Beförderung zu höheren Graden abhängt).

Es wurde auch ein System zur Heranbildung junger Offiziere ausgearbeitet, das unleugbar Härten hat, die in anderen Ländern vermieden werden. Der Rekrut macht zunächst eine Ausbildung von 4 bis 6 Wochen Dauer durch, in der schon die «Böcke von den Schafen» geschieden und die zum Kommando geeigneten Burschen erkannt werden. Danach kommen die für gut Befundeten in einen mehrmonatigen Unteroffizierskurs, der schon recht hohe Anforderungen stellt. Die Absolventen werden zu Korporalen befördert und die Besten unter ihnen einer psychotechnischen Prüfung unterworfen, die ihre Befähigung zum Offizier aufweisen soll. Die Methoden dieser Prüfung, die anfangs recht viele Versager aufwies, wurden im Laufe der Jahre immer mehr verfeinert und sollen jetzt schon sehr zuverlässig sein. Danach kommt ein langer und schwerer Offizierskurs, der auch körperlich anstrengend ist. Nicht alle bleiben im Kurs bis zum Ende, aber die ihn bestehen, müssen sich verpflichten, nach ihrer Beförderung (mindestens) noch ein Jahr länger zu dienen — sonst werden sie nicht zu Leutnants ernannt. Allerdings, wer sich für einige Jahre verpflichtet, wird schon nach einem Jahr Oberleutnant, und auch die Beförderung zum Hauptmann erfolgt bei guten Offizieren

recht bald. Dann allerdings kommt ein besonders schwerer Kurs: die Vorbereitung zum Stabsoffizier, den auch die Reservehauptleute mitmachen müssen, wenn sie dazu würdig befunden und einberufen werden. Nur wer den Kurs mit Erfolg besteht, hat Aussicht, zum Major befördert zu werden. Berufsoffiziere, die an der Majorsecke scheitern, gehen gewöhnlich einige Jahre später in die Reserve über...

Nach dem Sinaikrieg (ab 1957) wurde auch das System der Mobilisierung verfeinert. Es hatte beim Sinaikrieg nicht ganz so geklappt, wie man es wünschte. Im Unterschied zur Schweiz haben die israelischen Soldaten und Offiziere nur die Uniform, nicht aber die Waffe zu Hause; es ist daher von Wichtigkeit, dass sie so rasch wie möglich bei der Sammelstelle ihres Truppenkörpers erscheinen; von dort gehen sie zum Dienstort — d. h. wenn ihr Truppenkörper schon an die Grenze bzw. in die Etappe dahinter gestellt ist, dorthin. Je nach der Bestimmung des einzelnen Reservisten wird der Soldat früher, später oder gar nicht mobilisiert. Der Befehl zum Einrücken erfolgt individuell; wo es möglich ist telefonisch, sonst durch Autofahrer, die die Wohnungen der ihnen zugeteilten Reservisten kennen und daher keine Zeit verlieren. Nur die allerletzten werden durch Code-Nachrichten im Rundfunk zur Stellung befohlen; wenn es dazu kommt, ist es entweder ein Probealarm in Friedenszeit oder die Botschaft, dass der Krieg schon ausgebrochen ist.

Dieses System hat im Juni 1967 «mehr als hundertprozentig» geklappt. Das heisst, es sind mehr Reservisten eingerückt, als einberufen wurden — und nicht selten gab es ernste Probleme, wenn man die Überzähligen nach Hause schicken wollte. Es wird im grossen und ganzen daher auch für die Zukunft beibehalten. Ansonsten aber hat sich die Lage im Nahen Osten in den letzten Jahren in so vielen Dingen so geändert, dass die israelische Armee heute unter ganz anderen Bedingungen zu leben hat als früher und in vielen Einzelheiten vor neue Aufgaben gestellt wurde. Über einige dieser Änderungen, wie sie sich 18 Monate nach dem Waffenstillstand darstellen, soll nun einiges gesagt werden.

Zahal heute — 18 Monate danach

Zunächst hat sich der *Aufgabenkreis* der Heeresleitung und der Organisation geändert. In normalen Zeiten gibt es für ein Ministerium für Landesverteidigung und den Generalstab eigentlich nur eine einzige Aufgabe: alles für die Möglichkeit eines feindlichen Angriffes, also für den Kriegsfall, vorzubereiten. Seit 18 Monaten aber stehen die israelischen Truppen recht eigentlich in ständiger Kampfbereitschaft und teilweise sogar in Schlachtbereitschaft an den Grenzen, in kleinere und grössere Defensiv- und Offensiv-Unternehmen verwickelt, bei denen seit dem Waffenstillstand bis jetzt etwa 220 Offiziere und Soldaten gefallen sind und dreimal soviel verwundet wurden. Dabei sind fast alle Waffengattungen beteiligt: Flieger, Panzer, Artillerie, Parachutisten (als Kommando eingesetzt), Infanterie, Sappeure. Dadurch erfolgte eine Verdoppelung der Aufgaben: Die *Vorbereitung* auf zukünftige Möglichkeiten und Gefahren (also Entwicklung neuer Waffen und neuer Methoden) muss ziemlich unabhängig von den Erfordernissen täglicher *Bereitschaft* erfolgen.

Wie diese Bereitschaft aussieht, kann der europäische Zeitungsleser aus den Berichten über die Zusammenstösse am Suezkanal und im Jordantal erraten. Längs des Suezkanals haben die Ägypter nach verlässlichen Schätzungen 150 000 Mann und 600 Artillerierohre massiert — im Junktum standen an der Sinaifront nur 100 000 Mann. Die jordanische Armee verfügt über etwa 60 000 Mann, die palästinensischen Terrorverbände umfassen etwa 4000 Bewaffnete, dazu kommen noch eine irakische Division mit 10 000 bis 15 000 Mann und eine syrische Brigade im Norden sowie eine saudische Brigade im Süden. An der syrischen Waffenstillstandsgrenze stehen etwa 40 000 Mann...

Was können die Juden Israels (die rund 400 000 arabischen Bürger des Landes sind vom Heeresdienst befreit — bis auf die 30 000 Drusen, die sich auf die Seite der Juden geschlagen haben)

gegen diese ständige Drohung tun? Von den 2 400 000 Juden des Landes dürften etwas über 300 000 dienstpflchtig in der Landarmee (d. h. ohne Luftwaffe und Marine) sein. Davon sind etwa 40 000 Mann im stehenden Heer, der Rest ist Reserve. Angesichts der Notwendigkeit ständiger «Bereitschaft» längs der langen Grenzen werden nun diese Reservisten nicht wie früher zu Manövern oder Kursen einberufen, sondern etwas über ein Zwölftel der Reserve dient seine 4, 5 oder mehr Wochen «an der Front» ab. Dabei werden recht oft ganze Reserveeinheiten (Batterien und Kompagnien) zugleich einberufen, so dass die Offiziere und Unteroffiziere, die im Kriegsfall ihre Abteilungen führen müssen, die ihnen zugeteilten Mannschaften schon im «halben Krieg» unter feldmässigen Bedingungen angesichts des Feindes kennenlernen. Das hat den weiteren Vorteil, dass die Reservisten — die ja aus ihrem Beruf gerissen werden, und zwar jetzt nicht wie sonst im Sommer, in der Feriensaison, sondern unter oft drückenden Bedingungen — wissen, dass sie nicht «Soldaten spielen», sondern eine unentbehrliche Rolle in der Verteidigung der Nation erfüllen.

Was die früher erwähnte israelische «Doktrin» anbelangt, so hat diese auch Änderungen erfahren.

Zunächst wird das Prinzip, wonach der Kommandant unter allen Umständen an der Spitze der Truppe anzugreifen hat, neuerdings kritisiert. Es hat dazu geführt, dass z. B. ein Oberstbrigadier mit samt seinem Stabschef zur Verfolgung einer nur 8 Mann starken Partisanenbande mit einem Zug Fallschirmjäger angegriffen hatte, wobei beide Offiziere getötet wurden. In einem anderen Fall fiel ein Bataillonskommandant im Gefecht mit einer 5 Mann starken Bande. Die öffentliche Meinung Israels findet seither, dass das Prinzip des persönlichen Beispiels, das vom Offizier erwartet wird, hier schon zum Absurden übertrieben wurde: Die besten Offiziere dürfen nicht bei Polizeiaktionen geopfert werden.

Ein zweites Prinzip wurde auch angetastet: dass man aus Angst vor der «Maginotlinien-Ideologie» keine Drahtverhüte oder andere Sicherungen längs der Grenze kennen wollte. Erstens gab es längs des Ostufers des Suezkanals, fertig vorbereitet, eine Art Grenzwall, den die Baggertschiffe der Kanalkompanie im Laufe der Jahre aufgeworfen hatten. Die Westküste nämlich war bewohnt und der Boden dort bearbeitet. Daher schütteten die Bagger den Silt, der sich immer wieder besonders durch Sandstürme von den Wüsten her am Boden des Kanals ansammelt, am menschenleeren Ostufer auf, wo er jetzt einen Wall von mindestens vier, stellenweise aber über sechs Metern Höhe und entsprechender Dicke bildet. Dahinter verschanzen sich die israelischen Posten, und im Laufe der Zeit befestigten sie ihre Stützpunkte mehr und mehr; mit anderen Worten: sie richteten sich auf ein «statisches Verteidigungssystem» ein, das sogar nach allen Regeln konventioneller Kriegskunst in die Tiefe gestaffelt ist. Aber auch längs des Jordanflusses entschlossen sich die Israeli, sich gegen die Infiltration der Terroristen nicht mehr auf die abschreckende Wirkung von Strafexpeditionen zu verlassen, sondern einen elektronisch gesicherten Drahtzaun, an die 100 km lang, dem Flusstal entlang anzulegen. Natürlich hindert dieser Zaun keineswegs das Eindringen von Banden; ein paar Granaten oder Handgranaten auf Zaun und Minenfeld dahinter schaffen freie Bahn für die Partisanen — aber das Warnungssystem signalisiert sofort den nächstgelegenen Posten den genauen Ort der Durchbruchsstelle und erleichtert die Jagd nach ihnen.

Das deutet schon auf eine weitere Modifikation der Doktrin hin: Ganz deutlich wird zugestanden, dass die neuen Grenzen — das Gebiet, das Israel heute verteidigt, ist 89 000 km² gross, d. h. doppelt so gross wie die Schweiz — erlauben, darauf zu verzichten, um jeden Preis und an jeder Front anzugreifen. Zum ersten Male spricht man von «elastischer Verteidigung», von der Möglichkeit, dem Feind ein Vordringen zu gestatten, den Vorstoß in der Tiefe aufzufangen u. dgl. — für jeden Europäer etwas Selbstverständliches, für Israel geradezu revolutionär.

Nun hat das seine guten Gründe. Es entspricht den schon erwähnten objektiven Bedingungen am Suezkanal. Dort haben die Ägypter offenbar ihre gesamte Artillerie konzentriert: 600 Rohre sind schliesslich keine Kleinigkeit. Es ist zweifelhaft, ob Israel

ihnen auch nur einen Zehntel der Feuerkraft entgegenstellt. Dort stehen schlagbereit 150 000 Mann mit vermutlich mehr als 1200 Panzern moderner Konstruktion. 100 bis 150 Kilometer hinter ihnen ist das reiche Niltal, sind die Millionenstädte Ägyptens, ist ein dichtes Verkehrsnetz, das alle Bedingungen für einen *Blitzangriff* schafft. Die 100 Meter des Suezkanals sind zwar ein gewisses Hindernis, aber kein unüberwindliches (die Russen haben Nasser sogar Amphibienpanzer geliefert, die hier vielleicht zur Verwendung kommen können).

Nun wollen und können die Juden nicht entsprechend starke Formationen längs ihres Kanalufers aufstellen und dort endlose Monate warten lassen. Auch aus logistischen Gründen: Das fruchtbare Hinterland ist 300 Kilometer entfernt, die Straßen, die von dort zum Kanal führen, sind wenige und werden erst jetzt allmählich ausgebaut oder verbessert. Im Juni 1967 war der Aufmarsch der ägyptischen Armee an der Sinaigrenze eine klare Kriegsdrohung gewesen, auf die Israel mit der Mobilisierung aller Kräfte antworten musste. Jetzt ist die Massierung der ägyptischen Streitkräfte am Suez ein normaler Vorgang, den man hinnehmen muss — der aber die Möglichkeit eines plötzlichen Angriffes in sich birgt. So musste daraus die Folge gezogen werden, dass den paar Brigaden, die an der Front stehen, nur die Aufgabe zufallen kann, den Ansturm so lange aufzuhalten, bis die Flieger, die Panzer und die herbeiführten Reserven eintreffen...

Die neue Situation verlangt neue Methoden. Dabei spielt in wachsendem Grade die Möglichkeit eines Eingreifens *russischer* Kräfte — unter Umständen sogar Landungsmanöver an der Mittelmeerküste im Rücken der Front — eine Rolle im militärischen und politischen Denken Israels. Ministerpräsident *Eschkol* hat in einer Rede erklärt, dass in einem solchen Fall Israel auch gegen Sowjettruppen kämpfen würde; eine Kapitulation wie in der Tschechoslowakei käme nicht in Betracht. Aber weder er noch sonst jemand glaubt ernsthaft an eine militärische Intervention grösseren Stiles seitens Russlands. Israel rechnet mit Amerikas Unterstützung, die Russland weitgehend neutralisieren soll. Aber ist das Eingreifen russischer Offiziere als «Berater» und sogar als Kombattanten, vor allem dort, wo ihre Anwesenheit nicht leicht kontrolliert werden kann, z.B. als Flieger, als Artilleristen auf Raketenschiffen und in den Stäben, nicht schon ein offenes Engagement? Russische Offiziere haben beispielsweise im Juni-krieg an der syrischen Front kommandiert, einige fielen sogar in israelische Gefangenschaft — was damals die Israeli, die den Konflikt mit den Sowjets nicht verschärfen wollten, so sehr in Verlegenheit brachte, dass sie diesen Zwischenfall totschwiegen. Der stellvertretende Ministerpräsident *Allon* hat Ende Oktober im israelischen Parlament erklärt, dass in Ägypten 3000, in Syrien 1000, in «anderen arabischen Ländern» (d.h. im Irak) weitere 1000 russische Militärberater seien, die «bis in die niederen Kommandostellen hinein» die tatsächliche Kontrolle über die arabischen Streitkräfte ausüben. Mit anderen Worten: Zumindest Ägypten und Syrien sind tatsächlich russisches Protektorat geworden.

Diese Tatsache bedeutet, dass Israel gewisse logische strategische Züge vermeiden muss, um nicht Russland zu provozieren. Das gilt z.B. für die an und für sich leicht durchzuführende Offensive gegen Damaskus, die zum Sturz des in Syrien verhassten Baath-Regimes und damit zum Frieden an der Nordfront führen könnte. Aber Russland betrachtet die gegenwärtige Regierung als prokommunistisch und hat die USA gewarnt, dass es keinen Angriff auf Damaskus dulden werde. Vielleicht besteht eine ähnliche Drohung für den Fall, dass Israel den Suezkanal überschreiten und das Westufer ebenfalls in seinen Besitz bringen

würde. Auch das zwingt dazu, auf das Prinzip zu verzichten, unter allen Umständen die militärische Entscheidung in sofortiger Offensive zu suchen...

Das führte ausserdem zu Änderungen im Gewicht, das den einzelnen Waffengattungen im israelischen Denken beigemessen wurde.

Die Tatsache, dass Israel bis heute weder die 50 *Mirage-V*-Flugzeuge von Frankreich noch die 54 geforderten (und versprochenen) *Phantoms* von den USA erhalten hat, beeinträchtigt die Kampfkraft der Flugwaffe empfindlich und zwang, andere Zweige stärker auszubauen. Dazu gehört vor allem die Panzerwaffe. Nach der alten Doktrin sollten Panzer im Prinzip nur «als geballte Faust» eingesetzt werden. Man verabscheute das System, die Panzerabteilungen zu verzetteln. Jetzt werden aber Panzer auch zu Patrouillen längs der Grenze verwendet und als «bewegliche Artillerie» zum Feuergefecht gegen feindliche Stellungen auf entsprechend kurze Distanzen eingesetzt. Auf alle Fälle denkt kein israelischer Offizier, dass die «Zeit der Panzer vorüber sei», wie es westliche Militärschriftsteller so oft behaupten.

Auch die *Artillerie*, früher ein Stieffkind des israelischen Generalstabs, hat seit dem Sechstagekrieg — in dem sie überraschende Beweglichkeit bewiesen hat — grössere Wichtigkeit gewonnen und wurde (zum Teil durch Beutewaffen) wesentlich verstärkt. Das gleiche gilt für die *Flotte*, die aus Geldmangel früher beinahe an letzter Stelle im Ausgabenbudget der Landesverteidigung gestanden hat. Angesichts der ungeheuren Verstärkung der Seemacht der arabischen Staaten durch russische Lieferungen und vor allem durch die bittere Erfahrung mit dem israelischen Schiff «Eilat», das von drei sich selbst zum Ziel steuernden russischen «Styx»-Raketen versenkt wurde, wird jetzt auch die Marine aufgerüstet. Es scheint, dass eine ihrer Aufgaben sein wird, Landungsversuche — zwar nicht gerade seitens der russischen Mittelmeerflotte, aber seitens der Ägypter — zu vereiteln. Dass die Ägypter an solche Methoden zumindest denken, beweist ein grossangelegtes, viertägiges kombiniertes Manöver, das Ende Oktober westlich von Alexandria in Gegenwart des Oberkommandanten, General *Riad* (im Sechstagekrieg hat er als Chef der jordanischen Armee kläglich versagt, gilt aber trotzdem als der fähigste arabische Heerführer), durchgeführt wurde. An diesem Unternehmen beteiligten sich Flotteneinheiten, Landungsboote, gelandete Truppen und die Flugwaffe. Auch dagegen muss sich Israel jetzt vorbereiten.

Was diese Anstrengungen ständiger «Vorbereitung» zugleich mit ununterbrochener «Bereitschaft» kosten — nicht nur an der Volkswirtschaft entzogenen Arbeitskräften und Arbeitstagen, nicht nur an Nerven, nicht nur an Toten und Verwundeten, sondern auch an direkten Geldausgaben —, das zeigte das Budget Israels für das Jahr 1968. Das *Gesamtbudget* betrug 6 Milliarden israelische Pfund, das Verteidigungsbudget 2,25 Milliarden plus einen «Nachtragskredit» von einer halben Milliarde, die möglicherweise für die Anschaffung der amerikanischen *Phantoms* reserviert ist. Und das trägt eine Bevölkerung, die noch nicht die 2,5-Millionen-Grenze erreicht hat. Pro Kopf, vom Säugling bis zum Greis gerechnet, zahlt somit jeder Jude dieses Staates über 300 Dollar (das sind rund 1300 Franken) jährlich für sein Heer nur an direkten Steuern.

Dass trotzdem die Volkswirtschaft Israels nicht nur nicht zusammenbricht, sondern 1968 im Gegenteil die grösste Blüte seit Bestand des jungen Staates gebracht hat, ist eines der «Wunder», die offenbar zur Regel im Land der biblischen Wunder geworden sind.